

Siebzig Meter Angst

von *Monika Strajtmann*

am Stechlinsee bei Neuglobsow, Brandenburg – Ost-Berlin – West-Berlin; 1960 – 1962

Teil 1

Wir schreiben das Jahr 1960. Die Stadt Berlin ist leider immer noch nicht zusammengewachsen. In ihrem Westteil pulsiert das Leben, und das Wirtschaftswunder ist überall zu spüren. Im Ostteil, im Arbeiter- und Bauernstaat, wird wohl der sogenannte Wohlstand noch länger auf sich warten lassen. Die Menschen müssen nach wie vor nach Obst und Gemüse anstehen. Auch andere Lebensmittel werden immer knapper und teurer; von Luxusgütern, die auch zu einem neuen Lebensgefühl gehören, ganz zu schweigen. Die guten und begehrten Artikel werden getestet, dann für Devisen in den Westen geliefert und verschwinden so wieder ganz schnell vom Markt im Osten. Dafür holen sich die Ost-Berliner die verschiedenen Dinge des alltäglichen Bedarfs aus dem Westteil der Stadt. Beileibe nicht oft oder gar täglich, denn die Umtauschkurse sind hoch und die Preise demzufolge für die Leute aus dem sowjetischen Sektor entsprechend teuer. Illegal ist das sowieso. Die Kontrollen an den Grenzen werden immer strenger. Die Zeitungen können fast täglich von überführten Grenzgängern berichten.

In dieser Zeit müssen auch zwei Ost-Berliner Familien ihr Leben den Umständen entsprechend einrichten. Die eine hat vier Töchter. Die älteste, Ingrid, ist bereits verlobt und wird bald heiraten. Ich, Monika, bin 18 Jahre alt und habe meine Lehre als Verkäuferin abgeschlossen. Meine zwei jüngeren Geschwister gehen noch zur Schule. Meine Freizeit verbringe ich in der katholischen Jugendbewegung. Dort, im Kreis Gleichgesinnter, besteht die einzige Möglichkeit, meine Träume auszuleben und einen regen Gedankenaustausch zu pflegen. Die einzige Abwechslung vom Alltag bieten uns die gemeinsamen Wochenenden, wo wir Fahrten in die nähere Umgebung unternehmen.

Das andere Ehepaar hat zwei Kinder, den 18jährigen Willi und seine achtjährige Schwester. Vater und Sohn arbeiten im Westteil der Stadt als sogenannte Grenzgänger. Auch Willi verbringt seine Freizeit in der katholischen Jugendgruppe. Dort lernen wir uns kennen und verstehen uns bald sehr gut. Wir träumen von einem Leben im anderen Teil der Stadt oder sogar noch weiter weg. Auch die Eltern von Willi planen ein Leben in West-Berlin. Noch ist ja alles relativ einfach! Wenn gewisse finanzielle Voraussetzungen für einen neuen Start erfüllt sind, wollen wir uns in die S-Bahn setzen, einfach wegfahren und drüben bleiben.

Unwillkommene Urlaubsüberraschung

So vergeht das Jahr. Willi und ich planen für 1961, zusammen mit anderen jungen Leuten in Urlaub zu fahren. Der Familienrat beider Elternpaare tagt und kommt zu dem Entschluß:

wenn gemeinsamer Urlaub, dann nur zusammen mit Willis Eltern! Wohl oder übel fahren wir also im Sommer 1961 mit ihnen nach Brandenburg. Willis Eltern mit einem Motorrad mit Beiwagen, wir mit einer „Java“. Am Stechlinsee bei Neuglobsow verleben wir zwei schöne Wochen.

Am 13. August 1961, es ist ein Sonntag, fahren wir nach dem Frühstück zur Kirche. Als wir gegen Mittag zum Campingplatz zurückkommen, sind dort alle Camper in heller Aufregung. Sie haben inzwischen Nachrichten gehört: Walter Ulbricht hat durch Einheiten der Volkssarmee die Sektorengrenze in Berlin mit Stacheldraht sperren lassen!

Für uns bricht zwar nicht die Welt zusammen, noch nicht, aber erschüttert sind wir schon. Willis Vater spendiert eine halbe Flasche „Noris“-Weinbrand, die für den letzten Abend sein sollte, und meint nur: „Jetzt sind wir arbeitslos!“

Keiner glaubt in den nächsten Wochen, und schon gar nicht an diesem Sonntag, daß sich der im Radio geschilderte Zustand mitten in Berlin halten läßt. Alle bauen auf die Amerikaner, aber die wollen abwarten und natürlich keinen neuen Krieg riskieren. Wir bleiben also, bis unser Urlaub zu Ende ist, und fahren erst dann heim. Bei meinen Eltern löst unser normales Verhalten Überraschung aus. Sie glaubten, daß wir uns außerhalb von Berlin einen Weg in den Westen gesucht hätten. Immerhin wußten sie von unseren Plänen.

In den nächsten Monaten wird die Mauer rund um Berlin gebaut. Die Teilung von Deutschland in zwei Staaten ist nun vollzogen. Für die Familie von Willi beginnt eine harte Zeit. Der Vater, von Beruf Elektriker, und Sohn müssen sich offiziell als Grenzgänger zu erkennen geben und bekommen ziemlich miese und schlecht bezahlte Arbeitsplätze zugewiesen. Jetzt steht erst recht fest, daß wir nicht in diesem Gefängnis weiterleben wollen. Es vergeht kein Abend, an dem wir nicht zusammensitzen und überlegen, wie und wo sich eine Möglichkeit zur Flucht finden könnte.

Fliehen – aber wie? Der erste Versuch

Inzwischen hört man bereits täglich von Tragödien, weil wieder einmal jemand ausbrechen wollte. Bereits am 15. August 1961 springt der 19jährige Conrad Schuhmann, Unteroffizier der Grenzpolizei, über den Stacheldraht und riskiert eine Erschießung wegen Fahnenflucht. In den folgenden Monaten werden dies noch weitere Volksarmisten tun.

Auch wir planen weiter unsere Flucht. Sicher soll sie sein und möglichst einfach. Meine Eltern werden in unsere Pläne eingeweiht. Wir wollen wissen, wer sich uns anschließen möchte; dementsprechend müssen ja die Vorbereitungen durchdacht werden. Eigentlich wollen alle Familien und gute Freunde, die wir ansprechen, mit, aber allen dauert die Planung zu lange. Immerhin werden Willi und sein Vater besonders beobachtet, weil sie als ehemalige Grenzgänger als Feinde der Republik gelten. So vergeht über viele Diskussionsabende der Herbst.

Bei Häusern in Grenznähe werden bereits nach Westen gelegene Fenster zugemauert, denn zuvor sind Menschen aus den Fenstern gesprungen. Einige sind dabei zu Tode gestürzt. Dennoch sehen wir dort eine Möglichkeit zur Flucht. In einem dieser Häuser wohnt ein Bekannter

von Willis Familie. Man kommt in diese Straße aber nur noch mit Personalausweis hinein, muß also nachweisen können, daß man dort wohnt. Willis Vater besorgt uns passende Ausweise. Er unternimmt einen Versuch. An einem regnerischen Herbstabend setzt er alles auf eine Karte. Anstandslos wird sein Ausweis anerkannt und er kann die Kontrolle in der Bernauer Straße passieren. Auch auf dem Heimweg gibt es keine Schwierigkeiten. So wollen wir auf diesem Weg versuchen, in den Westen zu gelangen.

Zu Hause wird so manches sortiert. Alles, was wir mitnehmen können, ohne aufzufallen, stecken wir in die Taschen. Meine Eltern bekommen die Kartoffel- und die Kohlenkarte von Willis Familie, denn für diese Wintervorräte gib es im Osten noch Marken. Wir wollen uns mit Hilfe einer Strickleiter, die wir selbst angefertigt haben, vom Dach herablassen. Dafür haben wir einige Tage zuvor auf dem Speicher geübt, denn es ist gar nicht so einfach, daran zu klettern. Uns wird immer deutlicher, was wir riskieren!

Doch es bleibt dabei: Wir wollen mit unseren „neuen“ Ausweisen in die betreffende Straße gehen, das Haus betreten und uns dann vom Dach abseilen. Willis Eltern fahren mit seiner Schwester zuerst los, wir etwas nach ihnen. Später wollen wir uns an einer Straßenbahnhaltestelle treffen. Es ist alles bis ins Detail geplant. Zitternd stehen Willi und ich am Treffpunkt. Zu unserer Überraschung befindet sich genau hier eine Polizeidienststelle. Plötzlich hält ein Taxi vor uns, darin Willis Eltern. Es geht wieder nach Hause!

Dort erfahren wir, all unser Aufwand war umsonst. Gerade an diesem Tag sind auf den Hausdächern der ganzen Straße Stacheldrahtrollen ausgelegt worden. Keiner durfte mehr auf die Böden und schon gar nicht auf die Dächer.

Die Wohnung kommt uns ganz fremd vor. Vor allem: Jetzt haben wir ungültige Ausweise! Bei einer Kontrolle käme alles heraus. Eine Möglichkeit ist, die Papiere als verloren zu melden. Willi und seine Familie haben den Verlust in ihrem Wohnbezirk anzuzeigen. Ich wohne ja in einem anderen, so wird keine Verbindung hergestellt, hoffen wir. Die Angelegenheit wird ganz schön teuer. Aber wichtiger ist, daß wir plausible Geschichten vortragen, wieso uns so wichtige Dokumente abhanden kamen. Willis Vater muß immerhin den Verlust von gleich vier Stück melden. Aber alles geht gut und wir bekommen gültige Ausweise.

Inzwischen haben Willi und ich uns verlobt. Es wird auch an Hochzeit gedacht. Meinen Eltern erzählen wir nun nichts mehr von unseren weiteren Fluchtplänen. Sie hatten Angst um uns, als sie hörten, daß für unsere Flucht nur noch ein Tunnelbau in Frage käme. Die Frage ist nur, wo und wie?



Das Foto zeigt mich mit meiner Tochter Cornelia, die drei Monate nach der geglückten Flucht durch den Tunnel, im Oktober 1962, zur Welt kam. Wir sitzen vor der Baracke des Flüchtlingslagers in Mainz, in dem wir fast ein Jahr zubringen mußten. Mein Verlobter Willi und ich hatten noch in West-Berlin geheiratet.

Foto: Zeitgut Verlag/Monika Strajtmann

Teil 2

Der zweite Versuch

Willis Vater sucht jetzt in Grenznähe eine Garage für sein Motorrad. Es ist schwer, direkt an die Grenze zu gelangen, weil die Zugangsstraßen bereits überall gesperrt sind und nur mit Sondergenehmigung betreten werden dürfen. Der geplante Tunnel soll ja wegen der Arbeit und wegen des Wegschaffens des Erdreichs auch nicht zu lang sein. Zufällig entdeckt er auf seinen Streifzügen durch den Prenzlauer Berg am 1. Dezember 1961 in der Gleimstraße einen Garagenhof. Dort fragt er nach einer freien Garage. Er kommt mit dem Besitzer ins Gespräch und erfährt, daß der gesamte Hof, einschließlich der Wohnungen, vermietet werden soll. Die Gelegenheit ist also sehr günstig. Mit viel Vorsicht stellt er uns als junges Brautpaar auf Wohnungssuche vor. Außerdem bietet er an, die elektrischen Anlagen kostenlos zu erneuern. Fast täglich kreuzt der Elektromeister nun hier auf, er erneuert Lampen, montiert Schalter und bringt auch mal eine Flasche Schnaps mit. Der Besitzer faßt Vertrauen und bietet uns Wohnung und Pacht des Garagenhofes für Anfang des Jahres 1962 an. Eine Garage müßten wir uns aber selber aufstellen, Platz sei vorhanden, und er stelle sogar das Material zur Verfügung. Am zweiten Weihnachtsfeiertag fangen die beiden Männer an. So entsteht unsere Wellblechgarage.

Während dieser Zeit bekommen meine zukünftigen Schwiegereltern Besuch von einem Verwandten aus Westdeutschland. Der nimmt Verbindung mit der West-Berliner Polizei auf und erkundet die andere Seite. Außerdem versorgt er uns mit verschiedenen wichtigen Sachen, die es in der DDR nicht oder nur sehr schwer gab, zum Beispiel mit Luftreiniger und Plastikheimern für den Tunnelbau. Der geplante Tunnel muß eine Länge von zirka siebenzig Metern haben. Die genaue Berechnung mit Kompaß, auch die Absprache mit der West-Berliner Polizei, muß noch erfolgen.

Jetzt beginnt eine schwere Zeit für die Männer. Am 2. Januar 1962 ist die Garage fertig. Jetzt müssen wir warten, bis der Frost nachläßt. Dann soll in der Garage das „Buddeln“ beginnen. Alles erweist sich als viel schwieriger und langwieriger, als ursprünglich angenommen.

Am 23. Januar 1962 stellen wir mit großer Bestürzung fest, daß alle zeitlichen Berechnungen für die Katz waren. Die beiden Männer haben bis jetzt ganze zehn Meter geschafft – zwei Meter in die Tiefe für den Einstieg und acht Meter vorwärts. Die Arbeit ist mörderisch. Jeder Meter muß mehrfach abgestützt werden, sonst droht alles einzustürzen. Das Holz dafür zu beschaffen, ist sehr schwierig, mitunter fast unmöglich und führt zu unfreiwilligen Pausen. Außerdem müssen wir sehr vorsichtig sein, weil die Garage von allen Seiten einzusehen ist. Wenn die Männer abends nach ihrer regulären Arbeit dorthin kommen, ist es zwar schon zeitig dunkel, aber vor allem der Sonntag muß ja zum Graben genutzt werden.

Am 25. März 1962 sinkt unsere Stimmung auf den Nullpunkt. Zu allem Übel eröffnet uns der Garagenhofbesitzer, daß der Hof von Amts wegen geräumt werden soll, weil er zu nahe an der Grenze liege. Der Tunneleingang wird zugeschüttet, denn uns erscheint alles aussichtslos. Ein Tag nach dem anderen vergeht. Wir warten, aber auf dem Hof tut sich nichts. Nach langem Hin und Her beschließen die Männer, den Tunnel doch weiterzugraben. Die Zeit drängt

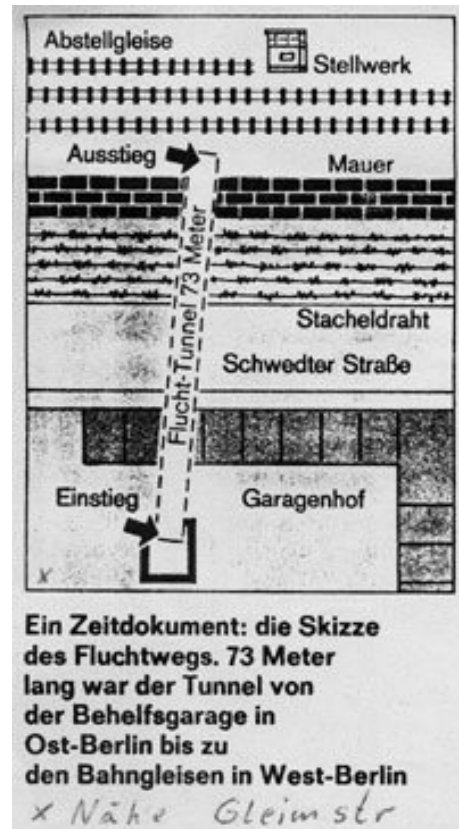
nun wirklich, ich erwarte ein Baby. Mein Kind soll unbedingt in Freiheit zur Welt kommen. Meinen Eltern muß ich es auch noch sagen. Wir melden die Hochzeit an und stellen einen Wohnungsantrag. Alles, um später beweisen zu können, daß meine Eltern von unseren Fluchtplänen nichts wußten.

Graben bis zur Erschöpfung

Am 12. April 1962 geht es also weiter mit dem Graben. Große Schwierigkeiten bereitet nach wie vor das Wegschaffen der Erde. Meine Schwiegermutter und ich nähen viele kleine Säcke für den Abtransport des Sandes. Wenn die Männer im Tunnel aufhören, beginnt die Nacht- und Nebelaktion des Sandverteilsens. In näherer und weiterer Umgebung wird schnell mal ein Sack ausgeleert. In dem Konsum-Gardinengeschäft, in dem ich als Verkäuferin arbeite, kaufe ich ballenweise stabile Stoffe für die Säcke. Ich muß mir immer wieder etwas Neues einfallen lassen, wofür ich soviel Stoff brauche.

Ich bin fast nur noch bei meinen Schwiegereltern, wohne aber offiziell noch bei meinen Eltern. Die glauben schon nicht mehr an die Hochzeit. Wir wollen aber kein Risiko eingehen. Solange ich noch bei ihnen gemeldet bin, weiß ich von nichts. Wenn es schiefgeht, soll mein Kind nicht im Gefängnis zur Welt kommen.

Im Geschäft soll ich als Leiterin die Teppichabteilung übernehmen. Nun muß ich die Schwangerschaft melden. Ab sofort erhalte ich einen Schonplatz. Das bedeutet, daß ich nur noch Urlaubsvertretungen in verschiedenen Läden mache, so in einer Drogerie, einem Geschäft für Herrenbekleidung und danach in einem Geschäft für Babysachen. Dort melde ich mich vorsichtshalber für Windeln und Babysachen an. Nur wer eine Schwangerschaft nachweisen kann, hat ein Anrecht, diese begehrten Sachen kaufen zu dürfen. Mittlerweile wird fast alles rationiert und kontrolliert. Fast nichts ist ohne langes Anstehen zu bekommen. Ich muß mich um diesen täglichen Kleinkram kümmern und bin dauernd genervt. Wenn ich dann am Abend die Männer sehe, wie sie kaputt und ausgelaugt nach Hause kommen, kann mich das alles nicht mehr erschüttern.



Ein Zeitdokument: die Skizze des Fluchtwegs. 73 Meter lang war der Tunnel von der Behelfsgarage in Ost-Berlin bis zu den Bahngleisen in West-Berlin
x Nähe Gleimstr

Die Skizze unseres Fluchtwegs. 73 Meter lang war der Tunnel, den mein Verlobter Willi und sein Vater in monatelanger Arbeit gruben. Er führte von unserer Behelfsgarage nahe der Gleimstraße im Prenzlauer Berg in Ost-Berlin bis zu den Bahngleisen von Gesundbrunnen in West-Berlin.

„Auf diesem Garagenhof in Ost-Berlin begann ein tollkühnes Unternehmen: Von hier aus krochen sieben Menschen durch einen selbstgebauten Tunnel in die Freiheit“, berichtete die „Quick“ 1970 in der mehrteiligen Serie „Menschen auf der Flucht“ über unsere Flucht am 2. Juli 1962. (Quelle: „Quick“, Foto: Zeitgut Verlag)

Die Arbeit im Tunnel wird immer schwerer und die Luft immer schlechter. Willi und sein Vater stellen die vollen Sandeimer auf ein umgerüstetes Kinderwagengestell und ziehen sie damit zurück zum Einstieg. Inzwischen ist die Erdschicht so hart, daß Gott sei Dank nicht mehr abgestützt werden muß. Dafür benötigen die Männer jetzt Naturstahlblätter zum Kratzen. Zudem wird die Luft im Tunnel immer knapper. Ein Ventilator und Lufterfrischer sollen sie verbessern. Dreißig Meter sind geschafft. Willi bekam schon einige Schwächeanfälle. Er sitzt, oder besser gesagt, er liegt, vorne im Tunnel und gräbt sich mit großer Anstrengung durch den schweren Lehmboden. Sein Vater zieht immer wieder den Wagen zurück und füllt die Erde in der Garage in die kleinen Säcke, die dann im Beiwagen des Motorrades aus der Garage geschafft werden.

Am 29. April 1962 stellen die Männer fest, daß sie nicht mehr jeden Tag buddeln können, weil mein Schwiegervater nicht mehr weiß, wo er den Sand noch hinbringen soll. Immerhin muß er für einen Meter, den Willi freiräumt, zwanzig kleine Säcke Sand irgendwo unauffällig ausschütten. Eine Fuhre im Beiwagen faßt nur fünf Säcke. Außerdem herrscht auf dem Garagenhof reges Leben. Die meisten Garagenbesitzer kommen täglich und man lernt sich kennen. Unter ihnen befinden sich auch ein ABV (Abschnittsbevollmächtigter der Volkspolizei) und ein Polizist.

Die Zeit drängt. Der RIAS meldet, daß zwei andere Tunnel von den Volkspolizisten entdeckt worden sind. Unmittelbar vor der Einfahrt zu dem Garagenhof stehen inzwischen zwei Wachtposten der Volkspolizei. Wir werden immer nervöser.

Zu Hause darf ich gar nichts erzählen. Was meine Eltern nicht wissen, kann man ihnen später nicht als Mitwisserschaft ankreiden. Trotzdem habe ich Angst, daß sie bestraft werden. Man hört soviel von Familien, die Schweres durchgemacht haben, weil ein oder mehrere Familienmitglieder einen Weg gefunden haben, den Arbeiter-und-Bauernstaat in Richtung Westen zu verlassen. Hoffentlich können meine Eltern glaubhaft machen, daß sie nichts wußten. Eine gewisse Sicherheit ist natürlich, daß ich nach wie vor zu Hause wohne und auch meine Sachen dort sind. Das ist wohl alles, was ich tun kann.

Mitten im Stacheldraht!

Am 17. Juni 1962 sind 42 Meter geschafft. Willi hat einen erneuten Schwächeanfall. Sein Vater muß ihn unter Aufbietung all seiner Kräfte aus dem Tunnel holen. Die beiden Männer können nicht mehr. Der Arzt ist erstaunt über ihre Erschöpfungszustände und verschreibt ihnen Aufbaumittel, Vitamine und Krankenurlaub. Die Männer brauchen dringend Hilfe im Tunnel. Wem kann man aber in diesen Zeiten trauen?

Ein bekanntes Arztehepaar wird angesprochen. Auch sie wollen die DDR verlassen. Der Mann erklärt sich bereit zu helfen. Als sich Willi und sein Vater etwas erholt haben, fahren sie wieder zur Garage und buddeln weiter. Jetzt steht am Einstieg der Arzt bereit und kann Handreichungen machen. Die Eimer werden von ihm angenommen und in die bereitgelegten Säcke geschüttet, doch mit jeder weiteren Person wächst auch das Risiko, entdeckt zu werden.

Die Zeit drängt. Ich bin inzwischen im vierten Monat schwanger. Wir freuen uns sehr auf un-

ser Kind. Wenn es wie gewünscht in Freiheit auf die Welt kommen soll, muß die Arbeit weitergehen, und nicht zu langsam. Alles nimmt seinen Lauf. Die letzten Meter sind noch einmal sehr spannend und arbeitsintensiv.

Ein Neffe, unsere große Hilfe, kommt immer öfter und bringt Nachrichten aus dem Westen. Eines Tages meint er, wir wären schon zu weit. Also wird der Tunnelgang nach oben getrieben und ein Spiegel aus dem Loch hinausgehalten. Der Schreck sitzt tief, als sich von beiden Seiten Stacheldraht zeigt. Das bedeutet, daß wir uns noch im Grenzgebiet befinden, wo jederzeit Streifen kommen können. Also wieder etwas tiefer und weitergraben!

Willi kann nicht mehr, er ist nur noch ein Schatten seiner selbst. Wir haben Angst, er könnte ganz zusammenbrechen. Ein neuer Schreck: Beim Weitergraben stößt Willi an eine alte Mauer, die tief in der Erde das Reichsbahngelände abgrenzt! Wieder muß er in die Tiefe und den Tunnel um die Mauer herumgraben.

Endlich!

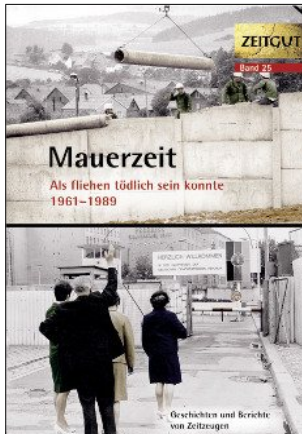
Endlich sind die Männer am Ziel, wenn auch noch im Niemandsland. Am 3. Juli 1962 wird das Zeichen, eine Konservendose, auf die Garage gestellt. Nun weiß die West-Berliner Polizei, daß die Aktion am Abend startet. Es wird eine anstrengende Nacht. Für mich ist der Einstieg in den Tunnel sehr schwierig, da ich bereits im sechsten Monat bin. Erst muß ich drei Meter kopfüber in den Tunnel kriechen und dann auf allen Vieren gleich losrobben, weil der Nächste ja schon folgt. Vor mir sind Willi und seine kleine Schwester. Ich habe ein Handarbeitskörbchen mit dem Kanarienvogel im Mund. Hinter mir kommen die Eltern von Willi, danach das Arztehepaar. Willis Vater schiebt eine Reisetasche mit Katze Putzi vor sich her. Alles klappt prima.

Am Ausstieg werden wir von freundlichen und sehr umsichtigen West-Berliner Polizisten empfangen. Wir müssen ganz leise und langsam sein, da ja auch hier die Grenzposten der DDR erscheinen könnten. Im Polizeirevier von Berlin-Wedding werden wir mit Jubel empfangen und können uns waschen. Wir bekommen sofort etwas zu trinken und zu essen. Danach werden wir nach Marienfelde in das Flüchtlingslager gefahren. Alle Plackerei, Angst, Mühe und Arbeit sind vorbei. Ein neues Leben kann beginnen!



Wir danken dem Zeitgut Verlag www.zeitgut.de für die Erlaubnis, den Text zu veröffentlichen!

Der Text stammt aus den Büchern:



Mauerzeit

Als fliehen tödlich sein konnte. 1961-1989

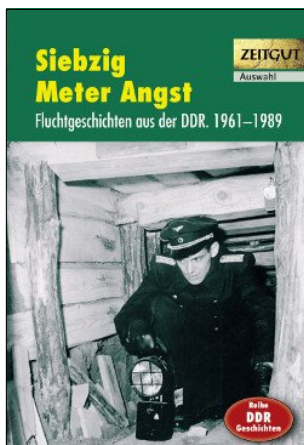
Reihe Zeitgut Band 25

320 Seiten

viele Abbildungen

gebunden

ISBN 978-3-86614-159-9



Siebzig Meter Angst

Fluchtgeschichten aus der DDR. 1961-1989

Reihe Zeitgut Auswahl

192 Seiten

viele Abbildungen

Taschenbuch

ISBN 978-3-86614-221-3

Beide Bücher sind erschienen im:

Zeitgut Verlag GmbH Berlin, www.zeitgut.com